



# DIE BESTIMMUNG

LETZTE ENTSCHEIDUNG

cbt

VERONICA ROTH



Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergeht, bis uns wieder kalt wird und wir uns eng aneinander unter die Decke schmiegen.

»Es wird immer schwieriger, das zu tun, was ich für vernünftig halte«, flüstert er in mein Ohr, und ich höre das Lachen in seiner Stimme.

Ich lächle ihn an. »Ich glaube, das ist der Sinn der Sache.«

## 6. Kapitel

### Tobias

**Irgendetwas braut sich zusammen.** Ich spüre es, während ich mit meinem Tablett in der Warteschlange der Cafeteria stehe, und ich sehe es daran, wie einige Fraktionslose die Köpfe zusammenstecken und dabei so tun, als würden sie sich nur über ihre Haferflocken beugen. Was auch immer sich da anbahnt, es wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Als ich gestern Evelyns Büro verließ, blieb ich noch einen Augenblick auf dem Gang, in der Hoffnung, etwas aufschnappen zu können. Bevor sie die Tür schloss, hörte ich das Wort »Demonstration«. Seither frage ich mich, wieso sie mir nichts davon gesagt hat.

Sie vertraut mir offensichtlich nicht. Und das bedeutet, dass ich meine Rolle als ihre rechte Hand doch nicht so gut spiele, wie ich dachte.

Ich setze mich mit dem gleichen Frühstück hin wie alle anderen: eine Schüssel Haferflocken mit braunem Zucker, dazu ein Becher Kaffee. Ich beobachte die Gruppe der Fraktionslosen, während ich einen Löffel nach dem anderen in den Mund schiebe, ohne irgendetwas zu schmecken. Eine von ihnen – ein Mädchen, das vielleicht vierzehn Jahre alt ist – sieht immer wieder zur Uhr.

Ich habe mein Frühstück etwa zur Hälfte gegessen, als ich plötzlich Schreie höre. Wie ferngesteuert springt das nervöse Mädchen auf und eilt mit den anderen zur Tür. Ich folge ihnen, kämpfe mich mithilfe meiner Ellbogen bis in die Halle des Hauptquartiers der Ken, wo das völlig zerstörte Porträt von Jeanine Matthews immer noch auf dem Boden liegt.

Eine Gruppe Fraktionsloser hat sich draußen versammelt, mitten auf der Michigan Avenue. Eine blasse Wolkenschicht verdeckt die Sonne und taucht alles in ein diffuses, fahles Licht. Ich höre jemanden rufen: »Tod den Fraktionen!« Andere greifen die Parole auf. *Tod den Fraktionen, Tod den Fraktionen* dröhnt es in meinen Ohren. Fäuste werden geballt, es erinnert mich an die Ferox, allerdings fehlt deren energiegeladene Freude. Die Gesichter um mich herum sind wutverzerrt.

Ich dränge mich vor bis zur Mitte, und dann sehe ich, um was sich die Leute scharen: die mannsgroßen Schalen, die bei der Zeremonie der Bestimmung zum Einsatz kommen. Jemand

hat sie umgekippt, ihr Inhalt hat sich auf die Straße ergossen, Kohlen, Glas, Steine, Erde und Wasser vermischen sich miteinander.

Ich weiß noch, wie ich mir die Handfläche aufgeschnitten habe, damit das Blut auf die Kohlenstücke tropft. Mein erster Akt der Auflehnung gegen meinen Vater. Ich erinnere mich an die Kraft, die ich verspürt habe, und an die große Erleichterung. Flucht. Diese Schalen waren ein Symbol meiner Flucht.

Edward steht mitten in dem Durcheinander, zermalmt die Splitter unter seinen Absätzen zu Staub. Er holt mit einem Vorschlaghammer weit aus, lässt ihn auf eine der umgestürzten Schalen krachen und schlägt eine Beule in das Metall. Kohlenstaub wirbelt durch die Luft.

Ich muss mich zurückhalten, um nicht dazwischenzugehen. Er darf sie nicht zerstören, nicht die Schalen, nicht die Zeremonie der Bestimmung, nicht das Symbol meines Triumphs. Das alles darf nicht zerstört werden.

Die Menge wird immer größer, jetzt sind es nicht nur Fraktionslose mit schwarzen Armbinden und weißen Kreisen darauf, sondern auch Mitglieder aller früheren Fraktionen, die keine Kennzeichen mehr tragen. Ein Ken – sein sorgfältig gescheiteltes Haar verrät ihn – kämpft sich nach vorne, gerade als Edward erneut mit dem Vorschlaghammer ausholt. Mit seinen zarten, tintenverschmierten Fingern umklammert er den Hammer direkt über Edwards Händen.

In einiger Entfernung entdecke ich einen blonden Haarschopf – Tris. Sie trägt ein blaues, ärmelloses Shirt, das die Fraktions-Tattoos an ihren Schultern zeigt. Sie will zu Edward und dem Ken rennen, aber Christina hält sie zurück.

Das Gesicht des Ken ist inzwischen dunkelrot. Edward ist größer als er und auch stärker. Der Mann hat keine Chance gegen ihn. Er ist ein Dummkopf, dass er es überhaupt versucht. Edward entreißt ihm den Hammer und holt erneut aus. Aber er ist aus dem Gleichgewicht geraten und schäumt vor Wut, deshalb verfehlt sein Schlag das Ziel und trifft stattdessen den Ken an der Schulter. Die Wucht ist so groß, dass man die Knochen brechen hört.

Für einen Moment vernehme ich nur den lauten Schmerzensschrei, alle anderen scheinen förmlich die Luft anzuhalten.

Dann explodiert die aufgepeitschte Menge, alle rennen zu den Schalen, zu Edward, zu dem Ken. Es kommt zu üblen Zusammenstößen, mich treffen Schultern und Ellbogen und Köpfe.

Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll: zu dem Ken, zu Edward, zu Tris? Ich kann weder denken noch atmen. Die Leute reißen mich mit sich, tragen mich beinahe zu Edward, und ich packe ihn am Arm.

»Lass los!«, rufe ich über den Lärm hinweg. Sein hell funkelndes Auge fixiert mich, er fletscht die Zähne und versucht, sich aus meinem Griff zu befreien.

Ich ramme mein Knie in seine Seite. Er taumelt zurück und lässt den Vorschlaghammer los.

Ich packe den Griff fester und laufe zu Tris, den Hammer an mich gepresst.

Sie ist irgendwo weiter vorne, auf dem Weg zu dem verletzten Ken. Ich sehe, wie der Ellbogen einer Frau sie an der Wange trifft. Tris taumelt zurück und Christina stößt die Frau zur Seite.

Plötzlich löst sich ein Schuss. Einer und dann ein zweiter und ein dritter.

Die Menge sprengt auseinander, alle rennen voller Angst vor einer Schießerei davon. Ich versuche herauszufinden, ob jemand getötet worden ist, aber die Flut der sich an mir vorbeidrängenden Leiber überrollt mich und ich kann nichts sehen.

Inzwischen kauern Tris und Christina an der Seite des Verletzten. Seine Schulter ist zerschmettert, sein Gesicht blutig und seine Kleider sind voller Fußabdrücke. Die ordentlich gekämmte, typische Ken-Frisur ist zerzaust. Er bewegt sich nicht.

Ein paar Schritte von ihm entfernt liegt Edward in seinem eigenen Blut. Der Schuss hat ihn in den Bauch getroffen. Es liegen noch weitere Menschen am Boden, Menschen, die ich nicht kenne. Sie sind entweder niedergetrampelt oder erschossen worden. Ich nehme an, die Schüsse galten Edward – ihm allein und niemandem sonst. Die anderen Opfer gerieten nur zufällig ins Schussfeld.

Ich lasse den Blick schweifen, aber von dem Schützen ist keine Spur mehr zu sehen. Wer auch immer es war, er ist in der Menge untergetaucht.

Ich lasse den Vorschlaghammer neben die verbeulte Schale fallen und knie mich neben Edward. Altruam-Steine bohren sich in meine Knie. Sein gesundes Auge bewegt sich unter seinem Augenlid – er ist noch am Leben.

»Wir müssen ihn ins Krankenhaus schaffen«, sage ich zu niemand Bestimmtem, denn fast alle haben inzwischen das Weite gesucht.

Ich blicke über die Schulter zu Tris und dem verletzten Ken, der sich nicht mehr bewegt. »Ist er ...?«

Tris hat die Finger an seine Kehle gelegt und fühlt seinen Puls. Mit großen Augen sieht sie mich an, ihr Blick ist leer. Sie schüttelt den Kopf. Nein, er lebt nicht mehr. Ich habe nichts anderes erwartet.

Ich schließe die Augen, aber das Bild der Fraktionsschalen hat sich in meine Lider gebrannt. Umgestürzt, der Inhalt auf der Straße verteilt. Die Symbole unseres alten Lebens, zerstört, ein Mann tot, ein anderer verletzt – und wofür das alles?

Für nichts. Für Evelyns sinnlose, engstirnige Zukunftsvision einer Stadt, in der die Menschen gegen ihren Willen ihrer Zugehörigkeit zu den Fraktionen beraubt werden.

Sie will, dass wir mehr als nur fünf Wahlmöglichkeiten haben. Jetzt haben wir gar keine mehr.

Eines weiß ich genau: Ich kann nicht ihr Verbündeter sein, für nichts auf der Welt.

»Wir müssen gehen«, sagt Tris und meint damit nicht, die Michigan Avenue zu verlassen oder Edward ins Krankenhaus zu bringen. Sie spricht von der Stadt.

»Wir müssen gehen«, stimme ich ihr zu.

Das provisorische Krankenhaus im Hauptquartier der Ken riecht nach Chemikalien; das Zeug brennt in meiner Nase. Ich kneife die Augen zusammen, während ich auf Evelyn warte.

Ich bin so wütend, dass ich mich gar nicht erst setzen möchte, ich will einfach nur meine Sachen packen und abhauen. Sie hat die Demonstration geplant, sonst hätte sie tags zuvor nicht darüber reden können, und sie muss auch vorausgesehen haben, dass sie bei den derzeitigen Spannungen außer Kontrolle gerät. Aber sie hat es in Kauf genommen. Ein großer symbolischer Akt gegen die Fraktionen war ihr wichtiger als die Sicherheit der Menschen oder die Gefahr für Leib und Leben. Ich frage mich, wieso mich das erstaunt.

Die Aufzugtür öffnet sich und dann höre ich Evelyns Stimme. »Tobias!«

Sie rennt auf mich zu und nimmt meine Hände, die klebrig sind vom Blut. Ihre dunklen Augen sind angsterfüllt, als sie fragt: »Bist du verletzt?«

Sie sorgt sich um mich. Der Gedanke versetzt mir einen kleinen Stich mitten ins Herz – sie muss mich lieben, sonst würde sie sich keine Sorgen um mich machen. Sie ist immer noch fähig zu lieben.

»Das ist Edwards Blut. Ich habe geholfen, ihn hierher zu bringen.«

»Wie geht es ihm?«, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf. »Er ist tot.«

Was soll ich sonst auch sagen?

Entsetzt lässt sie meine Hände los und sinkt auf einen Wartezimmerstuhl. Als Edward bei den Ferox ausgestiegen ist, hat meine Mutter ihn mit offenen Armen empfangen. Sie hat ihm vermutlich auch beigebracht, wieder ein Kämpfer zu sein, nachdem er nicht nur das Auge verloren hatte, sondern auch seine Fraktion und jeglichen Halt. Dass sie sich nahestanden, wusste ich allerdings nicht. Aber es ist ganz eindeutig, ich sehe es an dem feuchten Glanz ihrer Augen und ihren zitternden Fingern. Seit meiner Kindheit habe ich nicht mehr gesehen, wie sie Gefühle zeigt. Nicht mehr, seit Vater sie in unserem Wohnzimmer gegen die Wand geschleudert hat.

Ich verdränge die Erinnerung, stopfe sie in eine Schublade, die viel zu klein dafür ist.

»Es tut mir leid.« Ich weiß nicht, ob ich es ernst meine oder ob ich es nur so dahinsage, damit sie denkt, ich sei immer noch auf ihrer Seite. »Warum hast du die Demonstration nicht erwähnt?«, frage ich beiläufig.

Sie schüttelt den Kopf. »Ich wusste ja selbst nichts davon.«

Sie lügt. Ich weiß es. Aber ich belasse es dabei. Ich muss jeglichen Konflikt vermeiden, damit